

Sachsen-Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle, Halle, Leipzigerstraße 37.

Halle a. S., Mittwoch 18. August 1897.

Verleger Hermann Schulze, Halle a. S., Grubenbergstraße 1.

Deutsches Reich.

\* Prinz Adolf von Schaumburg-Lippe und Gemahlin Prinzessin Viktoria sind gestern Nachmittag auf Wilhelmshafen eingetroffen.

\* Dem Grafen von Turin ist aus Anlaß seines Duells mit dem Prinzen von Orleans auch ein sehr herzlich gehaltenes Glückwunsch-Telegramm von Kaiser Wilhelm ausgegangen.

\* Die Besetzung der deutschen Reichsämter in Petersburg, gegen Ende des Jahres diesen Monats verlassen, um als Vorkämpfer nach London zu gehen.

\* Berliner Blätter halten trotz aller Demonstration an der Meinung fest, daß der frühere Direktor der Kolonialverwaltung, Herr v. Bismarck, sich wieder nach Berlin zurückziehen wird.

\* Der neue Staatssekretär des Reichspostamts, v. Bobbittsch, welcher von seiner Inspektionsreise nach Frankfurt a. O. wieder nach Berlin zurückgekehrt ist, geht in seinen Berichten dem Bureau für Berlin energisch zu Hilfe.

\* Fürst Bismarck und Windthorst. Eine Berliner Korrespondenz der Münchener Allgemeinen Zeitung enthält folgende Notiz über den Besuch Windthorst's beim Fürsten Bismarck im März 1890:

„In den letzten Tagen ist mehrfach davon erinnert worden, daß Fürst Bismarck kurz vor seinem Tode mit Windthorst verhandelt, um die Bedingungen zu seinen, unter denen er Führer des Centrums das letzte in der Schicksalt der staatsrechtlichen Parteien einschwenken lassen würde. Der Vermittler bei jenen Verhandlungen war bescheidener Weise Herr v. Windthorst. Herr Windthorst stellte folgende Bedingungen, daß Bismarck sie für unzulässig erklärte, der Kaiser aber, als er durch Herrn v. Windthorst davon in Kenntnis gesetzt wurde, daß eine Zusammenkunft zwischen Bismarck und Windthorst stattgefunden, war darüber bereit, daß er bei Tagesanbruch zu Bismarck fuhr, dort noch schlief, und ihn interpellierte, wie er mit einem Manne verhandeln könne, den er mit einem Ausdruck bewunderte, der nicht gerade als erkennend war. Dieser Zwischenfall trug mehr zum plötzlichen Sturz Bismarck's bei, als alle anderen quereles allesandern. Die richtige Ursache aber ist Niemandem klar mitgeteilt worden; es war die, daß der Kaiser damals des Glaubens war, durch das Herübergehen der adeligen Elemente des Centrums eine Spaltung des Centrums durch herbeizuführen, daß er Bismarck'schen Verhandlung mit Windthorst eine unbedingte oder beschränkte Kränkung seiner Ziele; diese aber waren in dem vorliegenden Falle ebensowenig glückwünschend wie später, als Garibaldi die ebendieselbe Wähe gab, bei der Militärverfassung eine Spaltung des Centrums durch herbeizuführen, daß er die Wähe, um früheren Offiziere auf seine Seite zu bringen, verwarf, indem man die Abgaben zur Krone herbeizuführen versuchte. Das Ende von allem war, daß man die demokratische Strömung in der Partei unterließ, und daß nur auch der Erfolg der Verhandlungen um die Zukunft des Centrums. Das in deutschen Centrum auch intensive Kräfte latent vorhanden sind, deren positive Mitarbeiterschaft nach dem inneren Ausbau des Reiches wohl begründet wäre, leugnen wir nicht. Allein die geschichtliche letzte Hand wird es, wie die Dinge heute liegen, nicht frei machen können. Diese innere Scheidung muß aus dem Centrum selbst herauszukommen. Ereignisse von außen können nur fördern.“

Dazu bemerken heute die „Camb. Nachr.“: „Diese Darstellung ist bemerkenswert auch als Beleg, daß die oft be-

iprochenen Vorgänge von März 1890 in ihren Einzelheiten auch heute noch unüberwindlich aufgeführt werden. Nicht Fürst Bismarck war es, der die Meinung Windthorst's zu ermitteln wünschte und deshalb die Initiative zur Befragung nahm, sondern Windthorst wollte erfahren, wie weit er in seinen Ansichten gehen könne — wenn er damals nicht etwa Mitarbeiter an einem kombinirten Angriff auf die Stellung des Kanzlers war. Er hatte den Besuch erbeten; er hatte durch Windthorst den Fürsten Bismarck fragen lassen, ob dieser geneigt sei, ihn zu empfangen. Die indirekte Aufstellung einer solchen Frage legte den Reichskanzler in Verwirrung, da in Parlamentstreffen bekannt war, daß jeder Abgeordnete, auch gewisserer Partei, vom Kanzler empfangen wurde, wenn er den Wunsch kund gab. Windthorst bemerkte, Bismarck habe sich nicht getraut, direkt nachzufragen und doch hatte der Centrumsführer schon früher auf Grund eigener direkter Annahme dem Kanzler seinen Besuch gemacht. Manche Umstände sprechen dafür, daß der Reichskanzler dieser Vermittlung beiderseits, uns noch unbekannter Absichten zu Grunde lagen: ob sie der Art waren, daß sie einen Schachzug bedeuteten gegen Verhandlungen, die zwischen dem Vize und den abligen Mitgliedern des Centrums inclusive der Polen und Welfen nach Angabe des obigen Artikels geschwebt haben sollen, ist uns nicht bekannt.“

\* Wie das Organ der bayerischen Konservern berichtet, gilt es als selbstverständlich, daß die Angelegenheit des Professors Hofenhal in Erlangen, nachdem die Gerichte das Verfahren eingestellt haben, im Landtage zur Sprache gelangt. Das wäre sehr wünschenswert.

\* Der Minister für Handel und Gewerbe hat dem Herrn Courz zufolge die Landesverwaltungsbehörden bei Einweisung auf die amtliche Ausgabe der Jahresberichte der verschiedenen Regierungsverwaltungen und Bergbehörden für 1896 darauf aufmerksam gemacht, daß nach Ausweis dieser Berichte die Polizeibehörden, insbesondere in kleinen Städten und auf dem Lande, bei Anwendung der den Arbeiterzuchtgeboten gefälligen und Ausführungsbestimmungen noch häufig fehlerhaft sind. Die thunlichste Verbreitung dieses Wertes werde daher die sachgemäße Durchführung der Arbeiterzuchtgesetzgebung mehr und mehr fördern.

\* Wenn von einigen Blättern, die am liebsten in jeder Fabrik einen staatlichen Aufsichtsbeamten stationiert sehen möchten, neuerdings wieder gewünscht wird, daß die Gewerbetriebe, Inspektoren u. s. w. angewiesen werden möchten, sich wegen der Ausübungsbefugnisse über Vorgänge in den Fabriken, die den Arbeitern Anlaß zu Beschwerden gegeben haben, mit den Arbeiterorganisationen in Verbindung zu setzen und nicht mit in Betracht kommenden Arbeitern selbst, so ist es zweifellos, daß diesem Wunsche eine Berücksichtigung nicht zu Teil werden kann. Es ist, so schreiben die „B. N.“ mit vollem Recht, eine alltägliche Erfahrung, daß die Inspektoren, welche doch in solchen Organisationen das große Wort führen, gar nicht im Stande sind, irgend ein Vorwurfsmaß, bei dem ein Arbeiter sich geschädigt glaubt, auch nur einigermaßen objektiv zu betrachten und einer dritten Seite darzustellen. Die Inspektoren sind zu sehr in den Kreis gewisser Anschauungen eingeschlossen, um dies zu können. Man würde also auf der Seite der Regierungsvertreter zu einer wahren Revolution der Anschauungen nicht gelangen können. Was aber noch mehr gegen einen solchen Vorschlag spricht, ist der Umstand, daß die Institution der staatlichen Gewerbe-Aufsichtsbeamten sich mit dem Einlenken auf diese Bahn selbst der Autorität entziehen würde, welche sie gegenüber den Arbeitern teilweise schon besitzt, teilweise noch antreibt. Der Arbeiter soll Vertrauen zu den Aufsichtsbeamten haben und der Arbeiter kann es auch, weil der Beamte ihm auf Grund der Gesetz- und Verwaltungsmaßnahmen zu seinem Rechte verhilft. Darüber hinausgehenden Anforderungen wird der Beamte natürlich pflichtgemäß entgegneten. Die Inspektoren haben das größte Interesse daran, daß die Arbeiter das Vertrauen nicht gewinnen, weil diese sonst halb merken würden, daß die für die Agitation gelieferten Gelder unnützig ausgehen. Deshalb hehen die Inspektoren auch immer noch Flehen gegen den Staat und seine Beamten. Nämlich nur diese Elemente als Vermittlungsstelle anzunehmen, käme doch geradezu einer Beförderung der Verhetzung gleich. Die Arbeit der genannten Vorkörper, dergleichen Anforderungen an die Regierungen zu stellen, ist wirklich groß.

\* Sozialdemokratische Gemeingefährlichkeit. In München ist am vorigen Sonnabend ein Erzeß der dortigen Sozialdemokratie vorgefallen, der den Regierungen wieder einmal die Notwendigkeit, mit der Politik des gemäßigten Geheimnisses ein baldiges, gründliches Ende zu machen, außerordentlich nahe legt. Die „München. N. N.“ schreiben über die rohe Ausschreitung folgendes: „Am Samstag Nachmittag 11 Uhr verlangten einige der bei Herrn Baummeister Schneider, welcher einen Teil der Militärkaserne bauten auf Dorotheenfeld übernahmen, beschäftigten Steinträger einen Vorlauf von 3 Mart gegen den bisher üblichen Vorlauf von 2 Mart im Tag. Da es jedoch bis zur angegebenen Stunde erst 150 Mart verdient hatten, so erließen sie von dem Holzer Scheidel nur 2 Mart Vorlauf. Die Burgen verließen in Folge dessen die Arbeiter und begaben sich in die Kantine, wo sie bis gegen 4 Uhr zehnten. Um diese Zeit kamen sie wieder auf den Bau und verlangten von Scheidel ihren rückständigen Lohn. Scheidel weigerte ihnen, sie müßten noch etwas warten, da er eben erst fertig sei, um Klingen einzuweisen zu lassen. Als bald begannen nun die Steinträger Barren zu machen, zu stampfen und zu häckeln. Der Bauhüter, Herr Schneider, suchte die Leute zu beruhigen, jedoch ohne Erfolg, weshalb er nach der nebenan be-

findlichen Bionierwaache sandte und um einige Mannschaften bat. Anzüglich aber hatten sich die Steinträger bereits gegen den Holzer Schneider gewandt, der vom Bau herkam, um die Rückzahlung der Arbeiter voranzutreiben; sie griffen einen Arbeiter an, schlugen mit Schaufeln auf ihn ein und schrien mit Wut nach ihm, wo bei einem Stich in den Rücken und mehrere andere Belegungen erhielt; einige der rohen Geistesgaben mit der Bajonette ein Zeichen, darauf von einem Nachbarn einen Arbeiter, der früher bei Herrn Baummeister Schneider beschäftigt war, ließ er über den Bauplatz abziehen. Schreie kletternd, theils von der Straße her, mit Äxten u. s. w. auf den Schneider'schen Bauplatz kamen und nach dessen Abreiten mit Steinen u. s. w. warfen, während die schon oben erwähnten Steinträger noch immer auf Schneider und drei andere Arbeiter einbrangen. Ein Arbeiter, das sich bald durch Kraftlosigkeit ausrichtete, suchte die Wührenden abzuhalten, was ihn jedoch nicht gelang; der Maurer Schwinghammer aus Landsbut wollte nun den bedrängten Arbeiter zu Hilfe kommen und trat den Steinträgern entgegen; diese aber schlugen ihn mit einer Schaufel nieder und schrien mit Wut nach ihm; ein Stich drang dabei durch die linke Handfläche und die linke Lunge, so daß Schwinghammer tödlich getroffen zusammenfiel. In diesem Augenblicke kam das requirirte Militär von der Zeughauswaache, ein Unteroffizier und vier Mann, mit aufgesessenen Schreier, sowie einige Obermänner. Nicht ohne Mühe gelang es, die Arbeiter zu fetzen und abgeführt zur Polizei zu bringen. Schwinghammer wurde durch einen sofort beauftragten Wagen der freiwilligen Sanitätskommission in die chirurgische Klinik verbracht, wo er inzwischen seinen Verletzungen erlag.“

\* Minister Nachweisung zufolge hat die Einnahme an Wechselsteuer in den ersten 4 Monaten des laufenden Geschäftsjahrs 3 207 855,62 Mt. oder 206 860,92 Mt. mehr als in dem gleichen Zeitraum des Vorjahres betragen.

\* Die „Times“ führen in einem Artikel über die deutsche Marine aus:

„Die Zahl der Kreuzer, deren eine Macht bedarf, wird durch die allgemeine Marinepolitik dieser Macht bestimmt, nicht durch die Notwendigkeit, ihren Handel gegen die Angriffe einer zur See schwärzenden Macht zu schützen. Der eigene Handel kann durch eine Flotte mag sie noch so groß sein, geschützt werden, wenn sie nicht denjenigen des Angreifers überlegen ist; eine solche Flotte kann und wird aber, selbst wenn sie schwächer ist, so lange sie sich auf See halten kann, Vermeidung finden, um den Handel des Gegners zu gefährden. Zweckmäßig ist es, sich allein abzumachen, wie man seine Flotte zu erhalten und für andere Zwecke geeignet ist, welche unter die Politik einer Macht fallen, die die deutsche Deutschland zugewandtenem nicht die Vorberücksichtigung auf See führt.“

Gehen den Feinden der Vergrößerungspläne unserer Marine bei dergleichen Artikeln noch immer nicht die Augen auf?

\* Ermordung deutscher Kolonisten in Chile. Die deutsche Presse hat sich den letzten Monaten wiederholt mit den - von Kolonisten im südlichen Chile bedrängt und mehr oder weniger bedrängt vor der Auswanderung nach Chile gewandt. Wie berechtigt diese Warnung war, zeigen die neuesten Nummern der deutschen Zeitungen aus Chile, die von neuen Gewaltthaten melden, die gegen deutsche Kolonisten verübt sind. Von chilenischen Zeitungen nimmt seit Jahren nur „El Sur“ (Südsee) Notiz von der Ermordung von Kolonisten, die übrigen schweigen sich darüber aus. Die letzte bekannt gewordene Ermordung, die gegen deutsche Kolonisten begangen wurde, trug sich am 24. Mai zu. An diesem Tage überfielen fünf Banditen am hellen Tag das Haus des Kolonisten Gmünder, neuerdings dessen Frau und ein Kind, töteten ihm selbst den Hals durch und plünderten das Haus. Auffallend weise übernahm sofort ein chilenischer Polizist die Verfolgung der Mörder, verwundete zwei und verhaftete sie. Es fragt sich nun, ob auch der Richter des betreffenden Gebietes seine Schuldigkeit thun wird. So wenigstens hat der deutsche Konsul in dem Angelegenheit des Ermordeten, eines 75 Jahre alten Mannes, energisch Angelegentlich für die deutsche Regierung wäre es, so schreibt die „N. Berl. Kor.“, offiziell vor der Auswanderung nach Chile dringend zu warnen, wie dies schon seit längerer Zeit bezüglich Chiliens geschehen. Es ist dies um so notwendiger, als sich trotz aller bisherigen Warnungen noch immer zahlreiche Personen auf den chilenischen Konsulaten in Deutschland melden, die durchaus nach Chile auswandern wollen. Die chilenische Regierung aber sollte verstanden werden, schlagmäßig Truppen nach dem Süden des Rio-Atacama zu senden und im ganzen Kolonialgebiet, die Provinz Antofagasta einschließen, das Landrecht zu proklamieren. Wie oft angeklagte Reform und Verwirklichung der Polizei düstern die Kolonisten doch vergeblich warten. Aber nicht nur in dem genannten Gebiete, auch wo die alten deutschen Kolonien ihren Sitz haben, ist die Unsicherheit von Perseus und Eigentum groß; besonders furchtbar sieht es in Valparaíso, einer Stadt von etwa 3000 Einwohnern, aus.

München.

Frankosentage in Petersburg. Während Präsident Franz erst am Anfang der nächsten Woche in Petersburg erwartet wird, haben die Frankosentage in der russischen Hauptstadt doch schon begonnen. Nach einem Telegramm aus Petersburg sind dort bereits der Ober der französischen Generalkonsule General Boisdeffre, der frühere Militärattaché der französischen Botschaft General Strauß, sowie der Hauptkonsul im französischen Reichsministerium Oberstleutnant Dubouché eingetroffen. Zu Ehren der französischen Offiziere fand beim französischen Vorkonsul Grafen Montebello ein Dinner statt — bei Anwesenheit des Präsidenten Frau werden folgende Ehrenmänner gestellt: am 24. d. bei der Landungsbrücke in Petersburg von der Gendarmen-Compagnie, am 24. d. bei der Landung in Petersburg an der Nikolai-Brücke vom 145. Infanterie-Regiment Novosibirsk Kaiser Alexander III. Während des Aufenthaltes des Präsidenten in Petersburg werden von der französischen Botschaft Ehren-Doppelportraits leben. Der Petersburg Korrespondent der „N. N.“ meldet in dortigen artikulierten Artikel, erhalte die das Gerücht, Frankreich solle bei dem Besuche der Kaiserin Elisabeth in militärischer Weise eine bewundernde Ehrung erhalten. Bei dem Verfall der Staatsverträge in Frankreich vielleicht auch in dem Gedanken, daß nicht immer at









[Nachdruck verboten.]

## Das Haus der Schatten.

28) Roman von Robert Kohnrausch.

Ihr Auge hing an einer kleinen, fernen, ſonnevergoldeten Wolke, und mit ihr zogen die Gedanken weit hinaus, einen gewohnten Weg, der nach Süden führte. Seit Georgs Abſchied hatte ſie keine Zeile von ihm erhalten; eine flüchtige Meldung an ſeinen Onkel allein hatte von der Ankunft in Mentone Kunde gegeben. Frau Ina dachte daran und ſeufzte zum zweiten Male. Plötzlich, mit raſchem Entſchluß erhob ſie ſich von ihrem Sitze, raffte die Arbeit zuſammen und ſagte: „Mir fällt ein, daß ich noch eine Beſorgung zu machen habe. Sie achten wohl darauf, Fräulein Vietjens, daß die Kleine nicht zu lange draußen bleibt. Nicht wahr, Hamnchen, Du gehſt zeitig ſchlafen? Du mußt Dich noch ſchönen, damit Du mir ganz gesund wirſt.“

Sie ſtrich mit ſanfter Hand über das Haar des Kindes, das eifrig bejahte. Dann ſchritt ſie aus dem Garten hinaus; es war ihr mit einem Male geweſen, als müſſe ſie erſticken in dieſer engen, ſonnigen Welt. Und wie es Georgs Art geweſen war in der winterlichen Zeit ſchwerſten Ringens mit ſich ſelbſt, ſo verließ auch ſie jetzt auf kürzeſtem Wege die Stadt, um in der Einſamkeit ihr ſehnfuchtsvolles Herz zur Ruhe zu bringen. Durch das glänzende Grün der Saaten, durch die erſten Blüthen der Wiefen, durch kleine Wälder, die ihr mit brechenden Knospen entgegenbuſteten, machte ſie einen langen Weg. Und erſt als die Schatten ſich langſam dehnten, als die weißen Nebel emporſtiegen und eine graublau Wolkenwand am weſtlichen Horizonte ſich raſch in die Höhe ſchob, machte ſie ſich auf den Heimweg. Es dämmerte bereits, als ſie die Stadt wieder betrat, und raſcher als ſonſt ſchien ihr die Dunkelheit zuzunehmen, bis ein erſter, gedämpfter, zur Eile mahnender Donner ihr ſagte, daß ein Frühlingsgewitter ſich vorbereitete. Sie war im raſcheren Vorwärtſſchreiten eben auf den großen Domhof gelangt, als ein heulender Windstoß in das friſche Grün der Bäume hineingriff und ein plötzlicher, greller Blitzſtrahl die Vernwardsgelalt auf dem Denkmal vor ihr in goldig-braunem Leuchten aufflammen ließ. Noch eiliger ging ſie weiter, um dann doch zu erkennen, daß es zu ſpät ſei, ihre Wohnung vor Ausbruch des Wetters zu erreichen; in großen vereinzelteten Tropfen, die mit dem Ton eines fernen Gewehrſchusses niederfielen, begann der Regen, und bald ſprühte ein weißlicher Schaum über die Straßen hin, die eben noch ſo ſonnig und voll Staub geweſen waren.

Frau Ina hatte, als der Regen begann, die tiefe, gewölbte Durchfahrt erreicht, die vom Domhof zu der Straße Am Stein hinüberführt, und blieb nun ſtehen, um das Ende des zu wilderem Toben anſchwellenden Wetters zu erwarten. Sie war hier allein; das raſche Herausziehen der Wolken, das ihr Sinnen und Träumen ſie hatte überſehen laſſen, hatte die nderen Leute rechtzeitig heimgeſcheucht. Es war ſchon beinahe änſter unter dem breiten Gewölbe; von den Straßen zu beiden

Seiten brang ein feuchter Hauch wie ein kühler Nebel zu ihr herein, und ein ſchwarzer Waſſerſtreifen, einem lebenden, kriechenden Beſen vergleichbar, glitt langſam zu ihren Füßen vorbei von einer Oeffnung zur anderen hinüber. Ein Fröſteln überfiel ſie nach der Wärme des Tages und ſie trat näher an die Mauer heran.

So ſtand ſie vielleicht fünf Minuten, ohne daß die Kraft des Unwetters ein Erlahmen zeigte. Plötzlich aber miſchte ſich in das Klackſchen des Regens, in das Pfeiſen des Windes, der um die Domthürme ſpielte, in das auf- und abwogende Grollen des Donners noch ein anderer Ton. Nicht an ihrem Ohr, erſchreckend nahe, erklang der Ton einer Menſchenſtimme. „Ina“, klang es leiſe und ſiehend, aber ſie hatte im erſten Moment kein Verſtändniß für den Ton der Bitte in dieſer ſchwachen, heiferen, gebrochenen Stimme. In furchtbarem Schrecken — denn kein anderer Laut hatte ihr das Nahe eines Menſchen angekündet — fuhr ſie herum und griff mit den Händen hinter ſich nach der kalten Wand, als könne ſie ihr Schutz gewähren. Es war eine männliche Geſtalt, die neben ihr ſtand, ſoviel konnte ſie in der unſicheren Beleuchtung erkennen, eine Geſtalt von mittlerer Größe, dem Anſcheine nach ſehr abgemagert und einfach, faſt ärmlich gekleidet.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte ſie mit einem vergeblichen Bemühen, ihren Worten Feſtigkeit zu geben.

Ein Schweigen folgte, nur durch das Geräuſch des Unwetters unterbrochen. Dann als einzige Antwort, in demſelben, bittenden, kummervollen Tone wie vorher, noch einmal ihr Name, das eine, kurze Wort „Ina“.

„Wer ſind Sie?“ fragte ſie, und jetzt war ſchon mehr Staunen als Schrecken im Klang ihrer Rede. Wo hatte ſie dieſe Stimme ſchon gehört? Es war ihr, als ſei ein vertrauter Ton in dieſen Lauten, die aus einer frankten, röchelnden Bruſt zu kommen ſchienen, ein Ton, der aus weiter Ferne zu ihr herüberdrang. Doch bevor ſie länger überlegen, bevor der Mann ihr Antwort geben konnte, zerriß ein röthlicher Blitz Wolken und Dunkelheit, verbreitete blendende Helle auch hier unter der Wölbung und zeigte ihr das Geſicht, das ſiehend ihr zugewandt war. Und mit dem Wolkenſchleier zugleich zerriß ein Schleier vor ihrer Seele, der ihr die Vergangenheit verborgen hatte. Aus den dunklen, brennenden Augen, aus den eingefallenen Zügen, aus der gelblichen Haut und dem gebleichten Haar ſprach ein anderes Bild zu ihr, das ſie ſeit Jahren nicht mehr geſehen hatte.

„Oskar,“ ſagte ſie leiſe, „biſt Du es wirklich, Oskar?“

„Ich bin es, Ina, Dein unglücklicher Bruder.“

Sie griff nach ſeinen Händen, und als ſie fühlte, wie kalt ſie waren, nahm ſie das leichte Tuch, das ſie um ihre Schultern geſchlungen hatte, und umhüllte ſie damit. Es war ein kleiner, beſcheidener Liebesdienſt, aber der Mann, dem die Liebe ein fremdes, verlorenes Gut geworden war, beugte ſich über die Hände, die ihn hilfſreich berührten, und küßte ſie. Eine Thräne fiel dabei darauf nieder und dieſe eine Thräne genügte, um in Inas Seele alle Erinnerung an Schuld, Undankbarkeit und Frevel, mit denen der Bruder ſich beſaſet hatte, vergeſſen zu

machen. Das Mitleid allein blieb in ihrem Herzen zurück, ein so reines und tiefes Mitleid, wie gute Menschen es mit rettungslos Kranken empfinden.

„Nach so langer Zeit,“ sagte sie, „nach so langen, langen Jahren!“ Sie vermochte nicht weiter zu reden; auch ihr hemmten hervorbrechende Thränen die Worte. Bald aber sagte sie sich und strich mit der Hand über die Augen. „Es ist nicht recht, daß ich weine,“ sagte sie. „Es ist ja doch eine so große Freude, daß ich Dich wiedersehe. Aber nun sollst Du bei mir bleiben, — warum hast Du nichts von Dir hören lassen? Du scheinst mir nicht gut auszusehen, auch in Deiner Kleidung nicht, — mein Gott, am Ende hast Du gar Noth gelitten! Warum hast Du nicht an mich geschrieben, warum hast Du Dich nicht an mich gewandt?“

Er zögerte einen Augenblick und sah vor sich nieder auf die Spitze des Fußes, den er ein wenig vorgeschoben hatte. „Weil ich mich schämte,“ sagte er dann, „und weil ich Grund dazu hatte!“

„Vergiß das, aber sprich wenigstens heute nicht davon. Du bleibst nun in meiner Nähe —“

„Ich kann nicht bleiben und ich bin nur hergekommen, um von den Dingen zu sprechen, über die ich mich schämen muß. Das habe ich immer gewußt: wenn ich überhaupt noch einmal zu Dir käme, bevor ich stirbe, dann müßte ich Dir Alles sagen.“

„Was sprichst Du vom Sterben?“

Du würdest das nicht fragen, wenn Du mich deutlich sehen könntest, wie ich bin. Und es ist gut, daß es nun bald so weit ist; ich habe es verdient, und ein verlorenes Leben, wie meins, hat keinen Werth für irgend einen Menschen. Nein, nicht einmal für mich selbst. Wenn nur das Sterben nicht so lange dauerte, so entsetzlich lange! Ich habe an manchem Krankenbette gestanden und habe dies letzte, endlose Ringen angesehen mit dem kalten Herzen des Arztes, dem auch der Tod nur ein wissenschaftliches Objekt ist. Nun muß ich es erfahren, was Sterben heißt, ein langames, wochenlanges, monatelanges Sterben.“

Ein gewaltig hervorbrechender Husten unterbrach ihn, der an der Wölbung über ihnen ein hohles Echo weckte und mit herberem Nachdruck, als Worte es vermocht hätten, die Wahrheit seiner Rede bestätigte. Frau Ina faltete die Hände in hilfloser Angst, solange der Anfall dauerte, dann legte sie den einen Arm um die Schultern des Bruders, dessen Körper unter dem wilden Ansturm des Leidens erzitterte. Als der Husten schwieg, sagte der Kranke, laut und mühevoll athmend: „Ich muß mit Dir sprechen, aber wo uns Niemand hören kann. Ich habe mein Wort gegeben, niemals hierher zu kommen, und Keiner darf uns sehen. Wohin können wir gehen?“

„Ist Dir meine Wohnung nicht recht?“

„Nein, nein, dorthin nicht! Nur dorthin nicht!“

Sie sah erstaunt zu ihm hin, aber sie fragte nicht weiter. Dann sagte sie: „Komm, ich weiß einen stillen Platz, es ist nicht weit von hier.“

Der Regen hatte ein wenig nachgelassen, und sie trat unter der Wölbung hervor, um nun an der Häuserreihe des Seminars, die der nördlichen Langseite des Doms gegenübersteht, in mäßiger Eile dahingugehen. Ihr Bruder folgte, dicht an die Mauern gedrückt, und sah nicht empor zu den Gebäuden, die ernsthaft und abgeschlossen, aber alterthümlich behaglich auf ihn niederblickten. An einem der großen, braunen Thore, von denen mehrere in der langhin sich dehnenben Häuserwand sich finden, machte sie Halt und öffnete eine kleine, eckige Thür in dem mächtigen, bogensförmig geschlossenen Thorweg. Beide traten hinein, und leise schloß Inas Begleiter hinter ihnen die Thür.

Sie befanden sich in einer gewölbten Durchfahrt, ähnlich der anderen, in der sie zuvor gestanden hatten; aber hier war die eine Seite geschlossen, Wind und Feuchtigkeit drangen nicht so ungestüm herein. Auch war an diesem Plage keine Störung zu befürchten; die Durchfahrt öffnete sich dort, wo keine Thür sich befand, auf einen gartenähnlichen, viereckigen Hof, der rings von Gebäuden in zierlicher, farbig bemalter Holzarchitektur umgeben war. An einer Seite sprang der Chorschluß einer kleinen, gothischen Kapelle aus diesen Fachwerkbauten hervor und gab dem weltentrückten Orte noch mehr den Charakter friedvoll-feierlicher Abgeschlossenheit. Auf dem Rasenplatz in der Mitte des Hofes aber tranken die frischen Spitzen des Graases begierig den noch immer fallenden Regen, und ein paar mit Krokus bepflanzte Beete brachten helle, freudige Farben in das junge Grün.

Inas Bruder betrachtete schweigend einen Augenblick den stillen Platz, während er den braunen, zerknitterten Hut vom Kopfe nahm und die Wassertropfen absprihte, die sich darauf gesammelt hatten. „Hier waren wir einmal zusammen,“ sagte er dann. „Als wir Kinder waren, weißt Du es noch? Hier auf dem Rasenplatz haben wir gespielt, mit zwei kleinen, schwarzen Katzen, meine ich. Sieh, dort ist noch eine davon, — man könnte meinen, man wäre wirklich noch ein Kind, und alles Andere wäre nur geträumt.“

Er hatte es in bitterem, schmerzlichem Tone gesagt, und seine Schwester fand nicht gleich eine Antwort. Sie folgte mit den Blicken seiner erhobenen Hand und sah wirklich ein schwarzes Käzchen, das, vor dem Regen geschützt, in ruhiger Betrachtung auf einer hölzernen Balustrade saß.

„Aber es ist ja kein Traum,“ begann der Mann von Neuem. „Es ist Wirklichkeit, und von ihr muß ich sprechen. Ganz heimlich bin ich hergekommen, um Dich noch einmal zu sehen; ich darf Dir nicht einmal sagen, wo ich in der letzten Zeit gewesen bin. Jahrelang habe ich so hingelebt, ohne mich um Dich zu kümmern, ja, ich habe kaum an Dich gedacht — ich sage Dir's ganz offen. Aber jetzt! Es muß wohl sein, daß der Tod die Menschen besser macht, oder wenigstens ihnen den Weg zeigt, den sie in inner hätten gehen sollen. Gestern schon bin ich gekommen, aber erst heute gegen Abend habe ich mich herausgewagt. Ein glücklicher Zufall hat mich Dich finden lassen; ich sah Dich von Weitem und bin Dir nachgegangen.“

Er sprach schnell und erregt, wie Jemand, der viele Worte macht, um nur das Eine nicht zu sagen, das er sagen muß. Dann aber hob er seine zusammengesunkene Gestalt mit einem Ruck empor und fuhr mit größerem Nachdruck, aber zugleich bedachtsam fort, als müsse er von jedem Worte Rechenschaft ablegen, das er jetzt sprach. „Es ist nicht seit heute, daß mir diese alten Dinge auf der Seele brennen. Seit ich durch meine Krankheit einsam geworden bin — was wollen die Gesunden von den Kranken wissen! — hat es angefangen, mich zu quälen und zu ängstigen. Ich glaube jetzt an eine Vergeltung schon auf Erden, und auch dies gräßliche Hinsterben habe ich mir verdient. Einmal war ich schon so weit, daß ich die Last auf meinem Herzen nicht mehr ertragen konnte, aber ich hatte noch nicht den Muth, mich Dir anzuvertrauen. Ich schrieb damals an Deinen Mann —“

„An meinen Mann?“

„Es muß nicht sehr lange vor seinem Tode gewesen sein. Hat er Dir niemals etwas davon gesagt?“

„Niemals — niemals.“ Sie sagte es gedankenvoll, mit ihrer Seele in der Vergangenheit suchend. Nach einer kleinen Pause schüttelte sie den Kopf und wiederholte noch einmal dasselbe Wort

(Fortsetzung folgt.)

Die  
Alle die  
Soll die  
Einer betr  
Gebrauch  
hinaus  
dem Vor  
Berlomm  
Ertage  
Wichtig  
Polens u  
financie  
Sie frag  
landwirt  
Organisi  
thum, w  
mangels  
Berlomm  
über die  
Abwehre  
Stadt z  
eine, de  
leider  
Kirchge  
werden.  
nirlich  
benötig  
it, daß  
kennt  
Vertrau  
he r g  
Verene  
1887 u  
nirlich  
ber hat  
Lichtg  
Lichtg  
Lichtg  
die pol  
In ver  
ber die  
polnisc  
neuem  
stellt.  
Hohen  
Arbeit  
Grund  
Sach  
ben u  
hinbei

### Pariser Modebrief.

Wir stehen inmitten der Uebergangszeit von den Sommer zu den Herbstmoden; akut Neues bringt diese, mit dem Ausdruck Demi-Saison bezeichnete Epoche wenig hervor; es entstehen während derselben Modifikationen an dem schon Existirenden, und diese Modifikationen bilden dann häufig den Uebergang zu den Moden der kommenden Saison, lassen jetzt schon ahnen, was man bis Ende 1897 tragen wird. Vielfach variiert werden da jetzt die noch immer bloufenförmig gefiederten Mieder. Die allerneueste Veränderung besteht in übereinanderefallenden Querspalten, die sich, jede etwa 3 cm breit, dem flachen Halsesinsatz anschließen; jede Falte ist von einer schmalen Spitze begrenzt. Diese Faltengarnitur kann auch durch einen Volant oder durch eine breite Spitze ersetzt werden. Jedoch muß der Grundstoff der Blouse selbst stets drei bis vier Finger breit über dem Gürtelschluß sichtbar bleiben. Bloufenförmig ist auch das Mieder aus schwarzem Canevastoff, dessen krause, an ein rothseidenes, mit schwarzem Stickerei geschmücktes Halsstück angereihte Falten die rothe Seide des Unterkleides durchschimmern lassen. Der sehr praktische, dauerhafte Canevastoff wird viel getragen; er erfordert ein Unterkleid, das man, je nach den Ansprüchen der Toilette auf Eleganz, aus Seide oder aus glattem, glänzendem Wajschstoff herstellt. Neben den Blousenmiedern werden noch viel Boleros getragen, die, meist aus dem Grundstoff der Robe hergestellt, mit dem Chemisette und dem Pocheinsatz kontrastieren. Ein solches Sommerkostüm aus malvenfarbenen Battist zeigt Bloufe und schürzenartigen Einsatz aus weißer Seide, während der Bolero aus malvenfarbenem Taft die Harmonie des Ganzen durch eine weiße Seidenstickerei erhellt. Schottische Kleider, die zu Anfang der Sommersaison häufig auftraten, haben dauernden Anklang nicht gefunden; nur die in Schwarz und Weiß farrirten Stoffe steht man noch viel zu Reize- und Ausflugs-toiletten, und an dieses Genre anschließend besitzt man einfarbige Stoffe mit einem Carreau bildenden Neg aus farbigen oder schwarzem Seiden- oder Sammetband. Kragen werden noch immer getragen; sie werden klein und kleiner; zur Visiten-toilette aus schwerem Seidenstoff gefertigt, lassen sie diesen durch plissirte Gaze schimmern; ein hoher, einmal umgebogener Stehkragen mit weißer Tüll- oder Spitzenrüsche als Futter vervollständigt diesen modernsten „Collet“, der zum Winter, wie man jetzt behauptet, vollständig verschwinden wird. Dagegen soll die Watteauform, in der sich augenblicklich die Staub- und Reisesmäntel zeigen, bis in den Winter hinein dauern; die für dies Jagon charakteristische tiefe Rückenfalte wird bei den nach den galanten Vorbildern des Malers, der einer ganzen Epoche seinen Namen gab, gesformten, langen und weiten Winterhüllen meist aus Pelzstreifen gebildet, jedenfalls immer in einem von dem Grundstoff des vêtements abstechenden, schweren Gewebe angefertigt werden. Für größere und anspruchsvolle Ausflüge, bei denen man auf plötzlichen Witterungswechsel gefaßt sein muß, sind weite, bloufenartige Jacken mit Capuchon aus grobem, schottischem Wollengewebe sehr beliebt. Diefelbe Jackenform werden wir verlängert als eine Art Winterreitingote wiederfinden. Für die kältere Jahreszeit sind doppelseitig gewebte grobe, weiche Wollentoffe in Aussicht genommen, deren obere einfarbige Fläche, meist in Grau oder Braun gehalten, mit dem bunten Inneren, das auch das Capuchonfutter, Aermel- und Taschenaufschläge markirt, in wirkungsvollem Kontrast steht. Die augenblickliche Temperatur bedingt aber noch „vêtements“ anderer Art; unter diesen nicht zum Wärmen, nur zur Kompletirung der Toilette bestimmten Hüllen steht das Fichu Marie-Antoinette noch immer oben an. Leicht und eleganter erscheint daneben der kleine Kragen, der aus der Verbindung von Rüschen und Bandschleifen und Spitzen hervorgegangen ist, die seit Jahr und Tag als „tour de cou“ ein wichtiges Bestandtheil der Toilette bildet. Etwas vergrößert, mit vorn herabhängenden Spitzen-Enden, mit zu Kragenform verbreiterten Schleifen und Tüllfalten bilden diese Kompositionen augenblicklich das eigentliche Ceremonial-Mantelet, das bei Visiten-toiletten beispielsweise niemals fehlen darf. Als Visitenhut trägt man nicht wie früher ausschließlich Capotten, sondern hat der „Toque“ einen Platz neben diesen eingeräumt. Die „Toque Marie-Antoinette“, aus einem Gemisch von gestittertem, schwarzem Tüll mit Straßenschmuck und schwarzen Federn garnirt hergestellt, paßt zur elegantesten Visiten-toilette. Federn, Blumen und große Bandschleifen sind nach wie vor modern; als neueste Neuheit ist aber der „tulle neigeux“ zu nennen, der für Gartengarnituren allerdings sehr ephemerer Art und für Halsrüschen fast ausschließlich gefragt und sehr mäßig

bezahlt wird. Mit dem „Schneetüll“ und einigen Blumen hat man schnell einen wohlfeilen, frischen und anmuthig in's Auge fallenden Hut hergestellt, dessen größter Reiz vielleicht darin besteht, daß er schleunigst einen Nachfolger verlangt.

Moderne Morgen und Promenadenkleider für die demi-saison fertigt man aus Alpaca oder Mohair; der dazu passende Hut aus lackirtem, weißem Weidenstroh, die schwedischen Handschuhe in Naturfarbe, aber Schuhe aus gelbem, grünem oder rothem Leder, Schirme in weißer oder naturfarbener Seide vervollständigen das etwas grelle Bild.

Toiletten für größere Gesellschaften, vor Allem für die Tanzréunions in den Kasinos der Bäder, werden aus leichten Stoffen über Seide und hohen Miedern gefertigt. Als Farbe herrscht dabei das Weiß vor. Hochoriginell erschien mir eine Toilette aus weißem Crêpe de Chine; das Unterkleid aus orangefarbenem Taft schimmert nicht nur durch das schneeweiße Gewebe des Obergewandes, sondern tritt noch deutlicher unter den Rock und das Mieder durchquerenden garnirenden Valenciennes-einsätzen hervor; jeder Einsatz ist von einem schmalen, schwarzen Sammetbändchen markirt. Die Einsätze reichen bis zu einem Valenciennesvolant herab, der den Rock in der Höhe eines Meters umgiebt. Ein schwarzer Sammetgurt mit Brillantknaulle umgiebt das bis zum Halse reichende Mieder, dessen Ellenbogenärmel aus Streifen von Krepp, Valenciennes und Sammetband bestehen; sie enden in einen handbreiten, mit schwarzer Sammetstreife zusammengehaltenen Spigenvolant. Ein zweites Kasinokleid aus blaßblauem Seidemousseline über blau und malvenfarbenen glacirten Taft zeigt auf dem durchdringlichen Mousseline ein geschmackvolles Muster aus Schneeballenbouquets. Venetianische Spigen garniren Mieder und Aermel, und der Gurt aus byzantinischem Gold ist mit einer Schnalle aus echten Steinen geschlossen.

Eine kleine, sehr angenehme Veränderung haben die letzten Wochen auf dem Gebiete der Kragen und Cravatton gebracht. Die Hige hatte die Unbequemlichkeit der hochstrebenden, steifen cols d'offizier, die zum Ueberflus noch durch Federboas abgelöst wurden, zu deutlich bewiesen, um nicht jede Erleichterung dieses Modewanges mit Freuden begrüßen zu lassen. Die Cravatte „Vertha“ aus weißem oder naturfarbenem Linnen hat diese Erleichterung gebracht. Der daran befestigte Kragen, ebenfalls aus Linnen, beengt den Hals in keiner Weise, und die ganze Zusammenstellung ist kleidsam luftig und originell.

Originell, wenn auch nicht ganz neu sind die Spazierstöcke für Damen. Sie haben die Präntation, den Stil Louis XVI. darzustellen, sind aber ganz stillas aus Bambusrohr gefertigt, dabei mit diminutivem Gartengeräth, Hacke, Harke, Gartenschere, versehen. Es gehört zum augenblicklichen „Ton“, auf dem Lande in der Nähe für Gartenwirthschaft zu affecturen und mit dem Diminutivgeräth ab und zu einen Spatenstich zu machen. Die meisten Damen ziehen aber den Sonnenschirm vor und befestigen diesen, Form „Marquise“, sogar gern am Reithenstiel, wenn sie selbst fahren, um sich jeden Augenblick vor der Sonne durch das verschlebbare kleine Dach schützen zu können.

Als leichter Herbststoff muß noch die Barage erwähnt werden, die bei feuchtem Wetter eine gewisse Widerstandsfähigkeit hat und, über Seidenstoff getragen, nicht zu ganz heißen Tagen paßt. Aus demselben Grunde sieht man auch noch viele Biquetkleider; beliebt sind Jaquets aus Biquet in hellen Farben, vorzüglich in Weiß, die, zu dunklen Kleidern aus leichtem Wollentoff getragen, eine Toilette abgeben, die bei genügendem Schutz gegen Herbstkühle doch noch die leichte Sommernote aufweist. Prinzesskleider aus sammetartigem, Costumes Tailleur aus tudyartigem Kaschmir sind die Herbstkleider par excellence; die beliebteste Jackenform ist die „jaquette premier consul“, die aus grünem Tuch mit weißem Moirerevers und weißer Moirereife sehr elegant ist; aus rothem Tuch mit schwarzem Revers, oder aus blauem mit Crémegarnitur wirkt die Jacke, deren Grundstoff häufig gänzlich unter schwarzer Soutachestickerei verschwindet, ebenso hübsch wie kleidsam.

Zu Dinern, die jetzt, wo die „Welt“, wenn nicht im Bade, auf dem Lande ist, die Hauptform der Geselligkeit bilden, trägt man meist noch elegante Sommertoiletten, also Roben aus Mousseline mit großblumigem Muster, aus Krepp oder Gaze; frische Blumen im leicht gewellten Haar bilden dazu den passendsten Schmuck. Da, wie ich soeben erwähnte, der Brennpunkt der Geselligkeit während der Dauer der „Villeggiatur“ im Czimmer liegt, so ist es natürlich, daß man auf Ausstattung dieses im Stadtleben sonst nicht viel von Gästen frequentirten Gemaches während des Landaufenthalts hohen Werth legt. Speziell läbliche Czimmermöbel, Tischdecken, Accessorien zum Service zc

Worte  
muß  
einem  
ch be  
ft ab  
diese  
meine  
unden  
qualen  
n auf  
rbient.  
einem  
t den  
deinen  
fein.  
ihrer  
Baufe  
Wort



werden vor der Sommerauswanderung vielfach und in großer Auswahl in den Pariser Läden ausgestellt. Das dabei beliebte Genre Kunstige hat eine gewisse Prävention, die dem Ganzen aber nicht schlecht sieht und jährlich von der Mode modifiziert wird. Augenblicklich liebt man in der salle à manger Möbel aus Bambus. Ueber dem Esstisch liegt meist, auch außerhalb der Mahlzeiten, eine tief herabhängende Decke aus naturgrauer Leinwand mit gestickter Bordüre verziert; sie vertritt in einfachen Haushaltungen während des Dejeuners häufig das Tischtuch, und kleine, runde Unterlagen aus Weidengeflecht tragen Schüsseln und Teller. Abends zum Diner tritt das weiße Tischtuch in seine Rechte. Die ländliche „nappe“ ist häufig in der Mitte mit einem breiten Einsatz aus grober, weißer Spitze versehen; dieser Einsatz vertritt die veralteten, augenblicklich gar nicht verwendeten Tischläufer. Eigenartig und ländlich sind weiße Tischtücher aus feiner Leinwand, mit Carreau aus Spitzenstoff oder Filigranpüre durchsetzt und über eine farbige Unterlage gebreitet. Das Service aus Delft oder Faience weist dann die Nuance der Unterlage auf, die sich aber auch wirkungsvoll unter einem Service aus neutralfarbiger terre de fer macht. Die graue, bunteste Leinwand der Tagestischdecken wiederholt sich an den Vorhängen, an den Rissen der Bambus-Stühle und an dem Kaminläufer, Blumen sehen wir in allen Ecken, ebenso auf dem Esstisch selbst, hier meist in hohen, schlanken Vasen aufgestellt oder in einem Mittelstück, das zum Service paßt, vereinigt. Bei ländlichen Dinern hat man neuerdings vielfach von der Sitte des Plazirens ganz abgesehen. Der Hausherr oder die Hausfrau nöthigen zwar meist eine der anwesenden Persönlichkeiten neben sich, überlassen es aber den anderen Gästen, sich nach Gefallen zu gruppieren. Die Sitte des Plazirens ist überhaupt in Frankreich noch gar nicht so alt, denn sie datirt aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Unter den Königen des 18. Jahrhunderts galt bei Hofgasmählern allerdings der höfische Rang; und nach ihm wurde gesetzt; wer aber keinen Hofrang hatte, konnte sitzen, wo er wollte und in Privathäusern war von Placemnt keine Rede.

In einem Modebrief vom Landleben sprechen und des Sports, vor allen Dingen des Radfahrens, nicht erwähnen, ist wohl unmöglich. Ueber die Kostüme, welche die Damen auf dem Zweirad anlegen, ist aber augenblicklich viel Neues nicht zu berichten. Nur die breitrandigen Hüte aus grauem Filz mit Bandeau aus weißem Mouffeline und mit Federn garnirt, sind neu; sie werden den Strohhüten schon jetzt vorgezogen und werden sich bis in den Winter hinein halten. Neu ist, was das Rad selbst betrifft, die Leidenschaft der Radlerinnen, das Instrument mit Glöcken zu schmücken. Sehr beliebt sind dazu Glöcken und Glöckchen aus alter Zeit, und der höchste Gch besteht darin, die tönenden Anhängsel so zu vereinigen, daß sie in Harmonie zusammenklingen, also das altbekannte Glöckenspiel darstellen. Schweißerg, Post- und Lastwagenglöcken werden hervorgehoben, um diesem „Sport im Sport“ fröhnen zu können, und manche alte Glöckensammlung wird ihrer schönsten Exemulare beraubt. Ob diese musikalische Zuthat zur Vicyclette allgemein Anklang finden wird? Wer weiß? Für manche Nerven ist das Geklingel der Räder sehr unangenehm, indeß die Mode gebietet es — also es wird geklingelt.

### Allerlei.

Der „Strijonke-Kathen“. Unter der Aufschrift „Ein Denkstein bei Selesen“ lesen wir in der „Kreuz-Zeitung“: Am 13. ds. wurde in Stolz in Pommern die von der Provinzial- und Kreisverwaltung erbaute Kleinbahn Stolz-Schmolzin-Dargoröfse feierlich eröffnet. Die zahlreichen Teilnehmer an dem Feste aus Stadt und Land, darunter die Chefs der Regierungs- und Provinzial-Behörden — Oberpräsident Staatsminister v. Buttamer-Carzin, Präsident des Abgeordnetenhauses und Vorsitzender des Provinzial-Landtages von Pommern, von Köller-Cantred, Regierungs-Präsident Frhr. v. d. Red-Köstin, Eisenbahn-Direktions-Präsident Thomé-Danzig — konnten, als der Festsionderung auf Station Selesen, der Besichtigung des Landtagsabgeordneten Kammerherrn v. Vandemer, vorübergefahren war, am Saume des Selesener Waldes einen Denkstein mit folgender Inschrift wahrnehmen: „Fürst Bismard stürzte hier in den Russen-Kanten im Jahre 1860. von Vandemer-Selesen.“ Schreiber dieses erkundigte sich bei dem gleichfalls am Feste theilnehmenden Herrn v. Vandemer des Näheren nach der Ursache dieses Denksteins und erfuhr dabei Folgendes, das bisher nur im engsten Kreise bekannt war: das Unglück passirte, als Herr v. Bismard,

damals Gesandter in Petersburg, mit den Herren v. Vandemer-Sambin und v. Vandemer-Selesen auf einer Jagd mit Windhunden begriffen war. Nach 30 Jahren erzählte der Fürst bei einem Frühstück in seinem Palais in Berlin dem Abgeordneten Dr. Windthorst in Gegenwart von Herrn und Frau v. Vandemer-Selesen, daß er bei jener Gelegenheit gestürzt sei „in der Gegend eines Rathens, wie wir das in Pommern nennen, und der hieß, wenn ich mich nicht irre,“ fügte der Fürst hinzu, „Strijonke-Kathen.“ Durchlaucht wissen auch das noch? fragte Herr v. Vandemer, überrascht von dem ungewöhnlichen Gedächtniß des Fürsten, welches ihn selbst den kasubisch klingenden Namen des Rathens hatte genau behalten lassen. „Nun ja,“ erwiderte der Fürst, „ich war doch schon an die fünfzig Jahre und habe den Sturz lange in den Knochen gefühlt. Außerdem verlor ich bei dieser Gelegenheit mehrere Achtziglochenstücke, die ich lose als Trinkgeld bei mir hatte. Daher habe ich Alles genau behalten.“ Der Strijonke-Kathen steht heute noch.

Ueber die Bewegungen Enthaupteter nach der Hinrichtung macht der belgische Arzt Dr. Saint-Martin, der oft Gelegenheit hatte, Hinrichtungen aus allernächster Nähe zu beobachten, in einer medizinischen Zeitschrift folgende interessante Angaben: Unmittelbar, nachdem das Fallbeil entfernt war, spritzten die Halsschlagadern in einem starken Strahle ungefähr 1/2 Meter in die Höhe. Wenn dann der Körper in einen mit Zink beschlagenen Behälter gelegt wurde, so bewegte sich der Deckel desselben, — so stark war der Blutdruck — rhythmisch auf und nieder, so daß es den Anschein hatte, als wenn der Rumpf emporjuckelte. Das Gesicht des Enthaupteten war in dem Augenblick, wo das Haupt herabfiel, stark bläulich gefärbt. Unmittelbar darauf zeigten sich etwa eine halbe Minute lang heftige Zusammenziehungen der Gesichtsmuskeln, wie sie auch bei Thieren, wenn sie enthaupet sind, zu sehen. Nach etwa zehn Minuten war das Gesicht „leichenblau“, ruhig und friedlich, Augen und Lippen waren geschlossen.

### Blüthenlese aus der „Zustigen Welt“.

Klara: Dieser Treulohe! Hat uns also Beiden einen Heiraths-antag gemacht!?

Laura: Ja, es scheint so!

Klara: O, dafür müßte .. eigentlich fürchterlich bestraft werden!

Laura: Ich habe eine Idee!

Klara: Heraus damit!

Laura: Du mußt ihn heirathen!

\* \* \*

Am Postschalter.

Fremder: Lagert hier eine Postanweisung für Josef Müller?

Beamter: Können Sie sich legitimiren?

Fremder: Na gewiß, hier ist meine Kostwirthin, die mir schon acht Tage auf diese Geldsendung gepumpt hat.

\* \* \*

Gutes Mittel.

A.: Sie sehen ja so schlecht aus?

B.: Ja, daran ist unsere neue Köchin schuld, die kocht ganz miserabel!

A.: Dann entlassen Sie sie doch!

B.: Ja, meine Frau will sich leider nicht von ihr trennen, weil sie so gut zu den Kindern ist.

A.: Dann werde ich Ihnen was sagen; geben Sie ihr doch 'mal einen Kuß, wenn ihre Frau in der Nähe ist!

B.: Das ist wahrhaftig eine Idee! Daran habe ich noch gar nicht gedacht!

\* \* \*

Gatte: „Ach, Emilie, ist's hier schön, ich kann mich gar nicht satt sehen!“

Emilie: „Aber Männer, det ist doch auch nicht nöthig — wir haben ja heute Abend schönes Schweinsrippel mit Sauerlohl!“

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Von den Gesammelten Werken des Grafen Adolf Friedrich von Schaak, die jetzt in dritter verbesserter und vermehrter Auflage im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erscheinen, ist jetzt der zweite Band ausgegeben worden. Er enthält in drei Abtheilungen Weidgedänge, Gedichte und „Lotosblätter“. Die Ausgabe ist auf zehn Bände berechnet.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ehieler, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.